



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



er Baron sah seinen neuen Bekannten näher an, richtete sich höher auf und sagte mit zufriedem Tone: Es ist eine Freude, solch eine Äußerung zu vernehmen, mein Herr. Sie haben ganz Recht. Es ist eine böse Zeit. Verfassung und altes Herkommen sind nicht mehr lebendig in den Gemüthern, darum gelingt es den Revolutionären, die besten Bollwerke des Staates so nach und nach gemächlich abzutragen. Diejenigen aber, welche seine Schützer sein sollten, gehen womöglich in der Zerstörung voran und bilden sich ein, Ehre dadurch zu erlangen, während sie doch ihre Ehre in sich selber haben müßten. Doch genug davon, es ist nicht erfreulich, davon zu reden. Sie haben gedient, wie mir scheint. Andre Haltung als das Civil, anderer Gang, andre Schultern. Habe ich Recht?

Ich habe den Krieg gegen Frankreich mitgemacht, sagte Eberhardt.

Ah, ah! sagte der Baron. Das sah ich gleich. Bei welcher Waffe? Infanterie? Kavallerie?

Ich trat als Freiwilliger beim sechsten Dragonerregiment ein und brachte es bis zum Leutnant der Reserve.

Ah, ah! rief der Baron, dessen Gesicht immer heller wurde, freut mich sehr, das zu hören.

Damit vertiefte er sich mit Eberhardt in ein Gespräch über die großen Ereignisse der letzten Zeit, welches er, an den Rückweg denkend, mit den Worten schloß: Sie müssen uns noch erzählen, meiner Tochter und mir, von Ihren Kriegserlebnissen. Wir leben hier recht einsam, kennen nur wenig Leute, es haben sich zu viel Parvenüs in der Gegend angesiedelt, die den anständigen Leuten den Grundbesitz abschwindeln. Wollen Sie uns heute Abend in unsrer Einsiedelei besuchen? Ich werde Ihnen einen Wagen schicken.

Eberhardt nahm die Einladung an, lehnte aber den Wagen mit der Bemerkung ab, daß ihm der Weg bekannt und ein Gang durch den schönen Wald angenehm sei.

Er begleitete den Baron zu seinem Pferde, welches der Reitknecht im Schatten einer Weidenallee in der Nähe des Hauses auf und ab führte, lobte mit den Worten eines Sachverständigen das edle Tier und blickte dann lange nachdenklich der Gestalt des strammen alten Herrn nach, wie sie in der Ferne verschwand und ihm die Erinnerung einer Welt zurückließ, an die er mit seinen natürlichen Instinkten geknüpft war, während doch eine andre Stimme ihm eine leise Warnung zuzuflüstern schien.

Auf dem Wege, welchen er am Abend dieses Tages nach dem Schlosse des Barons von Sextus verfolgte, brachte er eine längere Zeit zu, als der Weg an sich erforderte. Für einen rüstigen Fußgänger, wie er war, konnte der Weg kaum mehr als eine gute Stunde in Anspruch nehmen. Aber freilich hätte dazu gehört, daß er ihn in gerader Linie verfolgte und sich durch keine Nebenwege und durch keinen Aufenthalt an besonders reizenden Stellen verlocken ließ. Eberhardt jedoch schlenderte dahin wie ein Mann, dem eben nicht daran liegt, sein Ziel rasch zu erreichen, und fast sah es aus, als hielte ihn irgend ein unsichtbarer Genius zögernd zurück. Er blieb oft stehen, wo eine Schneise im Walde seitwärts den Blick durch grüne Wände hindurch auf ein lieblich umrahmtes Bild eröffnete, er kletterte eine Höhe hinan, um zurückzublicken auf das Meer, er vertiefte sich in eine Schlucht, wo die mächtigen Wurzeln der Fichten und Buchen oberhalb des lockern Erdreiches zu einem Bache hinabließen, um sich im niedrigen, hellgrünen Dickicht der Farnkräuter zu verlieren.

So brauchte er wohl die doppelte Zeit, um an dem Punkte anzulangen, wo er vor wenigen Tagen von den Fischermädchen Abschied genommen hatte, und wo ihm das alte Schloß in seiner imponirenden Form unter einem neuen Dichte erschienen war.

Heute näherte er sich dem Haupteingange, dem Portal, welches auf der entgegengesetzten Seite lag, und zu welchem eine Brücke über einen breiten Graben führte. Augenscheinlich war hier früher eine Zugbrücke gewesen, noch hingen schwere Ringe zu beiden Seiten des Thores in den Quadersteinen, und in den dicken Mauern befanden sich noch die tiefen Scharten, aus denen sich vordem die Mündungen schwerer Wallbüchsen auf den Zugang zum Schlosse gerichtet hatten.

Ein Diener in blauer, silberbesetzter Livree kam ihm im Portal entgegen und führte ihn über einen innern Hof zu dem Hauptgebäude, welches schwer und finster, einer Zitadelle ähnlich, innerhalb der hohen Ringmauer aufstieg. Dann wurde Eberhardt eine breite, steinerne Treppe hinaufgeführt, innerhalb eines riesigen Treppenhauses, das mit Steinbildern und ungeheuern Gemälden aus der Barockzeit geschmückt war, und gelangte dann in eine Reihe von Zimmern, aus deren letztem ihm eine bekannte Erscheinung entgegenkam, die dunkel-

äugige Fischerin, heute im Anzuge einer Dame, die ihren Bedarf aus den elegantesten Magazinen Berlins bezieht.

Sie streckte ihm die Hand entgegen und sagte mit Lächeln und zugleich errötend: Gewiß halten Sie uns für recht neugierig und zudringlich, daß wir Ihren stillen Winkel ausgespäht haben. Aber die Ritter sind so selten in unsrer Gegend, daß wir der Versuchung nicht widerstehen konnten.

Mit diesen Worten führte sie ihn in ihr Gemach und bot ihm einen Platz in der tiefen Fensternische an, die sich durch einen zierlichen Nähtisch als ihr Lieblingsplätzchen kennzeichnete. Sie selbst setzte sich neben ihm in einen kleinen gestickten Lehnstuhl.

Doch was sehe ich? fuhr sie fort, als er nach einer höflichen Gegenbemerkung sich setzte und seinen Hut aus der Hand legte, Ihre Miene ist so ernst, und Ihr Anzug trägt die Zeichen der Trauer.

Eberhardt erzählte ihr in kurzen Worten von der Nachricht, welche er in den letzten Tagen erhalten hatte, und es that ihm wohl, in den Zügen seines Gegenüber Teilnahme zu lesen. Er fügte einige Erklärungen hinzu, wie es gekommen sei, daß er fern von seiner Mutter die Kunde ihres Todes erhalten habe, und die zärtlichen Worte, mit der er von ihr sprach, erweckten ein verwandtes Gefühl in der jungen Dame, der die eigne Mutter ein fernhin entschwendenes, geliebtes Bild war. So knüpfte sich zwischen beiden in den ersten Augenblicken schon ein Band der Sympathie, und sie sprachen sich über einen ihnen naheliegenden Gegenstand mit einer größern Sicherheit des gegenseitigen Verständnisses aus, als die Kürze ihrer Bekanntschaft hätte erwarten lassen.

Die Nische, in welcher sie beide saßen, ward durch gewaltig dicke Mauern gebildet und führte auf einen Altan hinaus, der ehemals wohl zu Verteidigungszwecken gedient haben mochte, indem er überdacht gewesen war und so lag, daß man von ihm herab Geschosse und Steine in den innern Hof hatte schleudern können. Er bot jetzt nur noch den Vorteil einer weiten Aussicht in das Land hinein und machte die Nische, mit welcher er durch eine Thür verbunden war, zu einem sehr angenehmen Platze. Eberhardt dachte, indem er Dorotheas Gemach betrachtete und den Blick fernhin über die Wälder bis an das Meer und über den zum Schlosse führenden Weg schweifen ließ, an die Burgfräulein der alten Zeit, die vom Söller herab ihre Ritter begrüßten und gleich Edelfalken in einsamer Höhe thronten.

Wir hatten gedacht, mein Vater und ich, sagte Dorothea, daß wir Sie heute Abend allein bei uns sehen würden. Aber es hat sich noch ein Gast eingestellt, der augenblicklich mit dem Vater in der Halle bei einer Schachpartie sitzt. Wir haben nur wenig Umgang, sind auch viel auf Reisen. Erst kürzlich sind wir von einer längern Reise in Stalien und Tirol zurückgekehrt. Der Herr, der uns heute Abend besucht hat, ist ein alter Militär, der General der Kavallerie Graf

von Francken, der ſeit langen Jahren ſchon zurückgezogen hier auf dem Lande lebt. Eben dieſer Herr iſt es, fügte ſie lächelnd hinzu, den meine Geſellſchafterin und ich neulich im Koſtüm von Fiſcherinnen in ſeiner ländlichen Einſamkeit über- raſchten, wodurch wir Ihnen die improvisirte Gelegenheit gaben, einen ſieg- reichen Kampf zum Schutze bedrängter Weiblichkeit zu führen. Ich glaube, der alte Herr wird Ihnen gefallen. Er iſt ein Typus der Edelleute aus der Ver- gangenheit, wie mein Vater behauptet, und ich ſelbſt kann wohl ſagen: er iſt voll Herzensgüte und Ritterlichkeit und hat der Armut gegenüber eine leider allzu offene Hand. Doch wir wollen einmal ſehen, ob die Partie noch im Gange iſt.

Mit dieſen Worten ſtand ſie auf, winkte Eberhardt, ihr zu folgen, und öffnete eine Tapentthür, die ihrem Gaſt bis jetzt unbemerkt geblieben war. Durch dieſe Thür traten beide in ein ovales Gemach hinaus, welches keine Fenster hatte, ſondern von einem Gitterwerk, aus verſchlungenen Ranken und Blumen gebildet, umgeben war, durch deſſen Zwischenräume man in eine große Halle hineinfah.

Dies iſt das Orcheſter früherer Zeiten, ſagte Dorothea. Mir dient der Platz zu einem Beobachtungspunkt für das, was in der Halle geſchieht, und ich gebe Ihnen Erlaubnis, über weibliche Neugierde zu lachen.

Das iſt eine prächtige Halle! rief Eberhardt bewundernd aus.

Der große Raum war zwei Stockwerke hoch, ſodaß er ſeine Eingänge im Erdgeſchoß und vom Garten aus hatte, während ſeine mit ſchwerem Stuck ver- zierte Decke in einer Höhe mit den Plafonds der obern Zimmerreihe lag. Hohe Fenster mit Glasmalereien ließen ein vielſarbiges Licht hereinfallen, doch war der Charakter der Halle im ganzen düſter, da die Wände in Mannshöhe mit alterſchwarzem Eichenholz getäfelt und darüber mit dunkelgrünen, goldbedruckten Ledertapeten bekleidet waren. Eine ringsumlaufende Galerie von Gemälden in dicken, vergoldeten Rahmen mochte die Ahnen der Familie Sextus darſtellen. Es waren Männer in Harniſchen und in ſpaniſcher Tracht, Frauen in engen, hohen Taillen, mit Puffärmeln und rieſigen Spitzentragen, auch Frauen in den Koſtümern ſpäterer Zeiten, in weitausgeſchnittnen franzöſiſchen Hofkleidern und mit kunſt- vollen Friſuren. In der Mitte der einen langen Wand befand ſich ein unge- heurer Kamin aus grünem Baſalt, auf deſſen vorſpringender Platte ſilberne Schalen und Krüge ſtanden, und zu deſſen beiden Seiten an den hohen Wänden Trophäen von Waffen alter und neuer Form, Piſten, Hakenbüchſen, Ballaſche, Säbel, Muſketen und Piſtolen gruppiert waren. Dieſer Wand gegenüber führten drei Glaſthüren auf eine mit Blumen gezierte Gartenterraffe.

In der Ecke neben einer dieſer Thüren ſaßen zwei Herren in hohen Lehn- ſtühlen, und zwiſchen ihnen ſtand ein Tiſchchen mit Schachfiguren. Doch ſchienen ſie das Spiel beendet zu haben, und der Ton ihrer Stimmen drang zu dem Obſervatorium herauf, hinter deſſen Rankenwerk Eberhardt und Dorothea in Verborgtheit ſtanden.

Kommen Sie, Herr Eschenburg, wir wollen hinuntergehen, sagte das Fräulein, und sie führte ihn eine enge, gewundene Stiege hinab, welche, augenscheinlich zum Gebrauche des Orchesters erbaut, unmittelbar in ein kleines, an die Halle stoßendes Zimmer mündete, von wo aus beide auf die Ecke zuschritten, in der Baron von Sextus mit seinem Freunde, dem Grafen von Francken, saß.

Dieser Platz bildete einen traulichen Winkel in der majestätischen Halle. Zwei weichgepolsterte Divans waren hier zusammengeschoben, dicke Bärenfelle bedeckten den aus bunten Steinplatten zusammengesetzten Fußboden, und der runde, schwere Tisch trug einen großen, altertümlichen Steinkrug mit Bier, umgeben von geschliffenen Humpen.

Eberhardt betrachtete, während die Zeremonie der Vorstellung vor sich ging, mit Interesse den alten General, dessen Dorothea so ehrenvoll Erwähnung gethan hatte, und fühlte sich in der That durch seine Erscheinung sympathisch berührt. Es war ein hoher und schlanker Herr, dessen Runzeln und weißes Haar ein weit vorgerücktes Alter anzeigten, dessen dunkle Augen aber in jugendlichem Feuer glänzten, und dessen Züge das deutliche Gepräge des Wohlwollens, der Güte und Freundlichkeit trugen. Dazu war seine Gestalt und sein Benehmen veredelt und ausgezeichnet durch ein gewisses unbeschreibliches Etwas von Bornehmheit und Höflichkeit, wie Eberhardt sich nicht erinnern konnte jemals in solcher Vollendung an einem Manne gesehen zu haben, und der außerordentlich einfache Anzug des Grafen, sein blauer, offenbar schon lange getragener Rock und die langen, lederfarbigen Gamaschen, that diesem distinguirten Außern keinen Eintrag.

Es war kühl in der Halle, trotzdem daß draußen eine hohe Temperatur herrschte, nur wehten vom Garten her warme Lüfte herein und trugen den anmutigen Duft von Rosen und Neseba mit sich. Diese Umgebung, wie die Gesellschaft, in der er sich befand, hatte etwas wohlthuendes und erhebendes für Eberhardt, und er saß neben der schönen Dorothea in dem hohen, wappengeschmückten Lehnstuhl mit dem Behagen eines Königs, der auf langer Irrfahrt einen Besuch in dem ihm zugehörenden Reiche macht, ohne daran zu denken, daß seine Reise noch nicht vollendet ist.

Was die Bewaffnung der Kavallerie betrifft — mit diesen Worten nahm der Baron von Sextus das unterbrochne Gespräch wieder auf —, so ist meiner Meinung nach die Lanze die vorzüglichste Waffe. Sie ist ebensowohl für den geschlossenen Angriff wie für das Einzelgefecht im höchsten Maße geeignet. Der gehörig auserzirkte Mann hält sich auf freiem Felde, wo er Raum hat, zu drehen, zu wenden und die Lanze über dem Kopfe zu schwingen, den besten Säbelreiter vom Leibe. Er bleibt ruhig stehen und zeigt dem Gegner, der ihn umschwärmt, stets die Spitze. So wie dieser nur einen Augenblick still hält oder langsam wendet, sßt er ihm mit einigen Galoppstrüngen in den Rippen. Ebenso vorteilhaft ist die Lanze beim Nachsetzen. Der Lanzenreiter erreicht den Feind,

wenn dieser für den Hieb noch zu weit vor ist, und es macht außerdem ein Lanzenstich ganz andern Eindruck als der Hieb des Säbels oder der Stich mit dem Degen. Ich habe gesehen, daß die Fliehenden eine ganze Tracht von Säbelhieben aufluden und, obwohl verwundet, doch davorkamen; wenn aber mit der Lanze verfolgt wird, so wirft sich gewöhnlich alles von den Pferden. Haben wir doch vor kurzem noch gesehen, welchen Respekt die Franzosen vor unsern Ulanen hatten, obwohl ich zugestehen will, daß sich, wie das wohl im Kriege geschieht, eine Märchenbildung an eine bestimmte Truppe heften kann, die in ganz unsinniger Weise deren Bedeutung übertreibt.

Sie haben in manchen Stücken Recht, Herr Rittmeister, antwortete der alte General. Aber denken Sie zum Beispiel an das Gedränge des stehenden Gefechts. Mit einem guten Degen schneidet man hier jede Lanze entzwei, und ich glaube, daß das Einzelgefecht im freien Raum, für welches ich den Vorzug der Lanze zugeben will, nur in seltneren Fällen vorkommt. Ich bin der Meinung, daß hinsichtlich der Waffe Rücksicht auf die Nationalität genommen werden sollte, und da scheint mir für unsre Kavallerie der Degen die geeignetste Waffe zu sein. Er ist für uns die natürlichste, während die östlichen Völker, Kosaken und Polen, allerdings mit Vorliebe zur Lanze greifen. Gegenwärtig ist der Säbel in der Mode, der eigentlich eine asiatische Waffe ist, und ich habe denn auch meistens gesehen, daß er getragen wird, ohne daß man seinen Gebrauch versteht. Man will damit wie mit dem Degen fechten, wozu er nicht gemacht und wenig brauchbar ist. Das gute Fechten mit dem Degen besteht aus schnellen Hieben mit der Spitze und aus einem Pariren, wobei der an der Klinge heruntergleitende Hieb des Gegners mit dem Korbe aufgefangen wird. Das Fechten mit dem Säbel aber besteht aus langen Schnitten, und man soll damit pariren, indem man die Hiebe des Gegners mit der Klinge auffängt und weschlägt oder nach der Spitze hin abgleiten läßt. Deshalb haben auch die Völker, denen der Säbel eigentümlich ist, selten einen Bügel, oft nicht einmal eine Parirstange. Wir aber setzen dem Säbel einen großen Bügel und Korb an, um die Faust zu schützen, was beim Säbelfechten ganz naturwidrig ist, und damit verderben wir den Säbel. Was meinen Sie dazu, Herr Kamerad? sagte er, sich an Eberhardt wendend.

Meine Erfahrung ist zu gering, antwortete dieser bescheiden, als daß ich eine eigne Ansicht in Gegenwart Eurer Exzellenz und des Herrn Rittmeisters äußern möchte. Man spricht gegenwärtig viel von einer Einheitskavallerie, und dabei ist stellenweise die Meinung ausgesprochen worden, es müsse das erste Glied mit der Lanze, das zweite mit dem Säbel bewaffnet werden, während beide Glieder den Karabiner oder einen schweren Revolver führen sollten.

Einheitskavallerie! rief der Baron heftig. Wahrhaftig, das ist ein Zeichen der Zeit! Ich glaube, wenn die Pferde nicht so teuer wären, würden sie auch

eine Einheitswaffe vorschlagen, die gleichzeitig Kavallerie und Infanterie umfaßte, sodaß alle Reiter zu schlechten Infanteristen und alle Infanteristen zu schlechten Reitern würden.

Der General lächelte, aber der Baron fuhr hitzig fort: Einheit ist das Motto der Zeit, der Nachklang des verruchten *égalité* von neunundachtzig! Daß der Schöpfer selbst die Verschiedenheit eingerichtet hat, das ist den Herren gleichgiltig. So haben wir denn ja auch ein einheitliches Reich bekommen, und innerhalb desselben wird alles einheitlich gemacht, bis endlich alle Vorzüge und Auszeichnungen des guten alten Preußens verwischt, abgeschliffen und zu Grunde gerichtet sein werden.

Ich habe doch das Vertrauen zu Gott, entgegnete der Graf, daß er unsrer Regierung Weisheit geben wird, das alte Preußenland und mit ihm das deutsche Reich zu einem guten Ziele zu führen.

Erzcellenz, dies Vertrauen geht mir immer mehr verloren, wenn ich sehe, wie es bei uns hergeht. Es wird mit jedem Jahrzehnt merklich schlechter, und das kann auch gar nicht anders sein, denn der Untergrund, auf dem gebaut wird, ist faul. Solange man von dem Grundsatz ausgeht, der Staat sei aus dem Bedürfnis gegenseitiger Hilfsleistung entstanden, und der Monarch sei dazu da, diese Hilfsleistungen zu dirigiren und das Volk glücklich zu machen, solange wird der Staat bergab gehen. Es ist das die reine Teufelei, die uns die Schreiber und Schwäger aus der französischen Revolution herübergebracht haben. Damals setzten sie den lieben Gott ab. Natürlich, denn der hatte eine andre Ordnung geschaffen. Es macht mich toll, wenn ich den Unsinn höre, die Menschen hätten sich zu Anfang Oberhäupter gewählt, und daher seien die Staaten entstanden. Nie ist es noch gesehen worden, daß ein Hauswesen von selbst zusammengelaufen wäre und gesagt hätte: nun laßt uns einen Hausherrn wählen. Sondern es ist immer der Hausherr zuerst dagewesen, und er hat Familie bekommen und Dienstboten und Knechte in seinen Dienst genommen. Ebenjowenig hat er die Aufgabe, sie glücklich zu machen, sondern er trägt jedem seine Leistungen auf und hält sie in Ordnung und übt Gerechtigkeit aus eigener Macht und eignem Willen. Mit dem Staat aber ist es gerade so. Es sind nicht etwa Bauern, Bürger und Adel zusammengelaufen und haben ein Oberhaupt gewählt, das sie glücklich mache, sondern der Staat ist aus Familien entstanden, die sich unter den Schutz und die Macht eines an Ansehen hervorragenden Familienvaters begaben. Er aber beschützte sie unter der Bedingung, daß sie ihm gehorchten. Der Fürst war allenthalben eher da, als das Volk. Er hat sich sein Volk erst geschaffen, und er herrscht aus eigener Machtvollkommenheit. So ist es auch in Preußen gewesen. Der Burggraf von Nürnberg kaufte die Mark Brandenburg für baares Geld, seine Nachkommen schufen die preußische Monarchie, indem sie durch Erbschaft Pommern, Preußen, Cleve, durch Eroberung Schlesien, Hannover, Hessen, Schleswig und Holstein, Nassau und so weiter erwarben. Es ist lächerlich und schlägt jeder Historie ins Gesicht,

wenn man behauptet, der König sei Beamter seines Volkes und solle es glücklich machen. Recht und Ordnung soll er handhaben im Namen Gottes, das ist seine Aufgabe. Ob sie glücklich werden, das hängt von eines jeden Braubheit, Tüchtigkeit und Fleiß ab. Aber seit der französischen Revolution galten die Schreiber und Gelehrten mehr als die Männer von Charakter und Thatkraft, und sie haben solange philosophirt und gedistelt und geschrieben und geschwätzt, bis man ihnen wirklich geglaubt hat, die Menschen wären einander gleich. Ihre Lehre gefiel natürlich allen denen, die nichts hatten und nichts waren. Freilich, wer bedenkt, wie groß die Mehrzahl der Dummköpfe ist, der kann sich über die jetzige Wirtschaft mit Konstitutionen und Parlamenten und über das allgemeine Elend nicht wundern.

Der Graf theilte diese Ansicht seines Nachbarn und Freundes nicht durchaus, obwohl er in manchen Stücken damit übereinstimmte. Seine milde Gesinnung war allen extremen Ausprüchen abhold, nicht sowohl aus Schwäche der Denkungsart, als vielmehr aus einer tiefwurzelnden Frömmigkeit, welche in allem, was geschah, und in allem, was Bestand hatte, die göttliche Fügung und ein gutes Ziel zu erkennen suchte.

Er wies deshalb den eifernden alten Herrn nach dessen, oft schon in ähnlicher Art vorgebrachten Rede darauf hin, daß der Monarch doch selbst die Beschränkung seines persönlichen Regiments gebilligt habe, und daß wohl neue Zeiten neue Anforderungen an die Gesellschaft stellten. Wir dürfen uns durch die Namen Verfassung und Parlament und Volksvertretung nicht erschrecken lassen, sagte er. Es klingt wohl so, als ob dadurch die königliche Macht eingeschränkt würde, aber in Wahrheit ist das doch nicht der Fall. Sonst würde doch der hochselige König garnicht darauf eingegangen sein, eine Verfassung zu geben. Ich erinnere mich hier mit Vergnügen der Rede, welche der Kriegsminister von Roon, mein alter Kamerad, am 12. September 1862 im Abgeordnetenhaus hielt, und ich habe mir die Nummer der Kreuzzeitung, worin die Rede stand, sorgfältig aufgehoben. Er sagte darin, daß nach seiner Auffassung der Geschichte die Ereignisse im Staat nichts anderes seien als der Kampf um Macht zwischen den einzelnen Faktoren, und er wies hierdurch darauf hin, daß die geschriebene Verfassung nur insofern Gültigkeit habe, als sie den Machtverhältnissen entspreche. Wenn ich nun unsre Machtverhältnisse betrachte, so bin ich ganz ruhig und lächle über die Ansprüche der Demagogen. Denn wie konfus auch die Verfassungsparagraphen sein mögen, auf welche sie sich berufen, ein steht fest und unerschütterlich da, die auf die Armee gegründete Autorität unsers königlichen Herrn. Sie ist so stark, daß sie recht gut diese neuen parlamentarischen Einrichtungen erlauben kann.

Aber der Baron war in einer besonders scharfen Stimmung, da er eben eine mit großem Aufwande von Berechnung angelegte Schachpartie verloren hatte, und ließ sich so leicht nicht aus dem Felde schlagen.

Wenn ſolche Neuerungen etwas gutes wären, ſagte er, ſo müßte doch wohl auch etwas gutes herauskommen. Aber ſehen ſich Eure Exzellenz doch nur einmal um. Von oben bis unten geht durch alle Klaffen die offenkundige Revolution. Ein jeder ſtrebt nach oben, verachtet den eignen Stand und Beruf und taugt inſolge deſſen in keiner Stellung mehr etwas. Fangen wir von unten an, ſo ſehen wir das bei den Domestikern. Zur Zeit meines ſeligen Vaters und auch noch in meiner Jugend waren die Bedienten zwar auch in der Regel lieberliche und durchtriebene Gefellen, aber es fiel doch keinem ein, Bedienter zu werden, bevor er ſich nicht Jahre lang als Hausknecht oder als Aufwärter in Speiſehäuſern und Gaſthöfen die dazu nöthige Geſchicklichkeit erworben hatte, bevor er nicht gelernt hatte, anſtändig anzumelden, den Wagen vorzubringen, zu öffnen und zuzumachen, Beſtellungen deutlich und höflich auszurichten, den Tiſch raſch und geſchickt zu ſerviren. Ein Reitknecht mußte damals reiten, ein Kutfcher fahren können und die gewöhnlichen Pferdekuren verſtehen. Dabei hatte die ganze Bande noch einen Stolz auf ihre Herrſchaft, ſie zankte ſich für ſie, prügelte ſich zu ihren Ehren, und es gingen am Ende doch eine Anzahl von treuen Dienern aus der großen Maſſe hervor, ſolche wie Ihr alter Degenhard, Exzellenz, der in jeziger Zeit ein weißer Kabe iſt. Denn jezt will jeder ſchmutzige, ungeſchickte Kerl, der ſich in geborgten Kleidern anmeldet, Bedienter ſein, der dann garnichts verſteht, nichts begreifen kann, ſtets Ungeſchicklichkeiten und Grobheiten begeht und alles ruiniert. Kutfcher will ſein, wer keinen Begriff vom Fahren hat, Reitknecht, wer kaum auf einem Pferde ſitzen kann, und ſtatt daß ſie ſonſt für ihre Herren ſich zankten, läſtern ſie ſelbige untereinander und laufen ſolange von einem zum andern, bis ſie am Ende an den Bettelſtab geraten. Und ähnlich geht es durch alle Klaffen hinauf. Da iſt Dorotheens Milchſchwester Millicent. Sie iſt ja ſelbſt ein braves Mädchen, ein vortreffliches, wackres Kind und für meine Tochter beinahe mehr Freundin als Dienerin. Aber ſchon ihr Name iſt ein Zeichen der Zeit. Wie wäre es vor fünfzig Jahren noch einem tüchtigen Ackerbürger eingefallen, ſeine Tochter Millicent zu taufen? Da mußte er, um vornehmer zu werden, eine herrſchaftliche Kammerjungfer heiraten, die englische Romane las, mußte in die Stadt ziehen und ſeine Kinder in die höhere Bürgerschule ſchicken. Nun ſieht man, was aus den Jungen geworden iſt. Der eine hat eine Bank gegründet, eine Zeitung gekauft, macht Erfindungen und hält Reden in Vereinen, der Jüngere fing als Barbier und Chirurg an, wurde dann Heildiener bei einem berühmten Arzt und endlich Charlatan. Er ſißt jezt in Fiſchbeck und braut Algenſaft. Natürlich ſtrömen ihm die Leute zu, gerade ſo wie ſeinem Bruder, aber ſie werden beide, fürchte ich, ein böſes Ende nehmen.

In Fiſchbeck iſt man, wie ich höre, ſehr erbaut von dem Sängern, ſagte der Graf. Er hat ſehr dazu beigetragen, daß das Bad ſoviel beſucht wird, und er macht ausgezeichnete Kuren. Man ſagte mir, daß ganz Fiſchbeck nach ſeiner Pfeife tanze.

Freilich, aber das ist auch nicht in der Ordnung. Die Regierung sollte nicht leiden, daß ein Mann, dem die wissenschaftliche Bildung fehlt, sich an das Kuriren wagt.

Es ist doch mit dem Kuriren eine geheimnisvolle Sache, erwiederte der Graf. Ich habe merkwürdige Beispiele davon gesehen, daß ganz ungebildete Leute, die von der Wissenschaft keine Ahnung hatten, schwere Krankheiten heilten, an denen sich die besten Ärzte vergeblich versucht hatten. Da war auf meinem Gute in Westfalen ein alter Schäfer, der die schlimmsten Leiden heilte. Wie er es machte, weiß ich nicht, aber daß seine Manier sich bewährte, ist gewiß, und er hatte gewaltigen Zulauf. Ich erinnere mich, daß sogar ein Erzherzog seiner Zeit bei ihm in Behandlung war und kurirt wurde.

In diesem Augenblick trat Millicent zur Thür herein und unterbrach das Gespräch über ihre Familie, indem sie sich mit artigem Gruße näherte und erlösend einen lächelnden Blick auf Eberhardt richtete. Sie erschien heute ebenfalls nach Ablegung der Fischertracht in einem andern Lichte und machte in ihrem einfachen Hauskleide von hellem, geblühtem Satin einen überaus frischen und lieblichen Eindruck. Sie wechselte einige leise Worte mit Dorothea, die sich, wie es schien, auf die Anordnung des Abendessens bezogen, und verschwand dann wieder. Dorothea aber erhob sich und forderte Eberhardt auf, ihr in den Garten zu folgen. Sie schützte dabei vor, daß sie, ehe es dunkle, ihrem Gast Gelegenheit geben wolle, sein Künstlerauge auf einige altertümliche Besonderheiten des Schlosses und Parks von Eichhausen zu lenken, aber in Wahrheit hatte sie einen andern Grund, Eberhardt für jetzt zu entfernen. Sie kannte ihres Vaters Neigung, das Thema der natürlichen Ungleichheit der Stände erschöpfend zu behandeln, sie wußte, daß er erst im Anfange seiner Erörterungen war, und sie fürchtete, es könnte ihm im Eifer der Rede ein Wort entschlüpfen, welches dem bürgerlichen Maler unliebsam klingen müßte.

Sie ging mit ihm durch den kleinen Garten hindurch, der sich unmittelbar vor der Halle befand und in regelmäßig architektonischer Anordnung den Linien des Schlosses selbst entsprach, sodaß er mit seinen eckigen und runden Blumenbeeten, seinen rechtwinkligen Taxushecken und sorgfältig beschnittenen Ziersträuchern gleichsam ein helles, duftendes Vorzimmer der Halle bildete, und führte ihn durch ein weites Thor, dessen Pfeiler mit Schlinggewächsen umwunden und von steinernen Vasen gekrönt waren, in den außerhalb der innern Mauer liegenden Park. Hier war der ursprüngliche Wald von gewundenen Wegen durchzogen und von großen Rasenflächen unterbrochen, auf denen Gruppen von Gebüsch um einzelne schöne Bäume angelegt waren. Der Weg führte unter den stolzen Wipfeln hin, die Eberhardt früher von außen über die alte Mauer hatte emporragen sehen, und an der Rückseite des kleinen, freundlichen Hauses mit den grünen Fensterladen vorbei.

Es gab in diesen Anlagen manchen malerischen Anblick. Es trug das alles den Stempel des Gewordenen, im Gegensatz zu den künstlich hervorgebrachten Parks manches andern reichen Herrn. Hier fanden sich die alten Stämme und stolzen Äste, welche das Geld nicht schaffen kann, hier blickte altes Gemäuer, Überreste einer fremdgewordenen Vergangenheit, mit jener Echtheit schwarzer und grüner Tinten hervor, die den modernen Ruinen zu verleihen unmöglich erscheint, hier war wirklich der vollsaftigen Natur mit schwerer Mühe die Erlaubnis zu Lichtungen, freien Plätzen und bequemen Wegen abgerungen worden, im Gegensatz zu jenen Parks in englischem Geschmack, welche der Gießkanne mehr verdanken als der Art. Ja man sah in der Ferne unter dem schattigen Waldsaum ein rotfarbiges Rudel Dammwild auftauchen, das sich beim Näherkommen des Paares mit leichten Sägen tiefer in das undurchsichtige Grün zurückzog.

Doch gingen alle Motive zu landschaftlichen Bildern heute in flüchtigem Zuge an Eberhardts Auge vorüber. Er war zu sehr beschäftigt mit seiner Führerin. Wenn sie stehen blieb, um ihm etwas zu zeigen, wenn sie ihm erzählte, hier dieses jetzige Badehaus in dem Winkel zwischen den Eichen und dem Bach sei ehemals eine Mühle gewesen, dort jener Thurm, in welchem nun Gartengerätschaften aufbewahrt würden, habe vormals als Luginsland ein Vorwerk des Schlosses gebildet, so heftete er wohl den Blick auf die bezeichneten Stellen und hörte wohl das Rauschen des Wassers, das über die Steine herabplätscherte, aber deutlich war ihm nur der Glanz in ihren Augen und der Ton ihrer Stimme. Er schritt in einem traumhaften Wohlgefühl an ihrer Seite hin, und wenn ja dem Maler ein Bild vorschwebte, so war es das des Dornröschens, und er selbst der Ritter, der die Schöne im überwuchernden Gerank des verzauberten Palastes fand.

Dorothea bemerkte seine Unaufmerksamkeit und lächelte darüber.

Wenn Sie gelegentlich wünschen sollten, sagte sie, einzelne dieser Punkte durch Ihren Pinsel zu verherrlichen, so erteile ich Ihnen hiermit die Genehmigung zu freiem Besuch, doch scheint es mir fast so, als wäre Ihr Auge verwöhnt durch großartigere Ansichten, oder vielleicht sind Sie Spezialist in Marinebildern, da Sie so nahe am Meere Ihre Residenz aufgeschlagen haben.

Eberhardt schüttelte den Kopf. Ich fürchte, es ist überhaupt wenig Malertalent in mir, entgegnete er. Wenn ich offenherzig reden soll, so muß ich gestehen, daß ich nur zu leicht aus meinem Metier herausgelockt werde. Und heute — vielleicht habe ich meinen Beruf verfehlt und hätte den Dienst in der Kavallerie zu meiner Lebensaufgabe machen sollen.

Er errötete, als er so gesprochen hatte, und fuhr hastig fort: Was denken Sie von der naturalistischen Richtung unsrer Landschaftsmaler, mein gnädiges Fräulein? Halten Sie es für richtig, daß man mit dem Pinsel Photographien anfertigt?

Ich verstehe wenig davon, erwiderte Dorothea, aber mir scheint es, als wäre es einerlei, auf welche Weise der Maler seine Bilder herstellt, vorausgesetzt, daß man sie mit Vergnügen betrachtet.

O ja, aber der Geschmack der Zeit wechselt, und man betrachtete vor Jahren mit Vergnügen Bilder, die wir heute nur noch mit dem Auge des Kunsthistorikers schätzen. Wenigstens dem großen Publikum ist nur mit Bildern des modernen Geschmacks heizukommen. Ich für meine Person habe noch kein Glück gemacht und möchte gern die Schuld daran auf den Geschmack des Publikums schieben, setzte er lächelnd hinzu.

Und was nennen Sie naturalistische Richtung? fragte Dorothea.

Ich verstehe darunter das Bestreben, eine Landschaft ganz so wiederzugeben, wie sie sich für jedermann in der Natur darstellt, und ich glaube, daß dies verkehrt ist, weil es sich doch als unmöglich herausstellt. Denn nicht allein liegt der Hauptreiz einer Aussicht in dem Wechselspiel der Beleuchtung, welche doch nicht wiederzugeben ist, sondern es sieht auch ein jeder das Bild mit andern Augen an, je nachdem er seine Ideen in dasselbe hineinträgt.

Sie meinen deshalb, es sei künstlerischer, wenn der Maler seine eigne individuelle Auffassung dem Bilde deutlich aufprägte, ohne sich an die von der Natur gegebenen Linien und Farben streng zu binden?

Jawohl, das denke ich. Haben Sie wohl Bilder von den Pouffins gesehen?

O ja, wir sahen alle Maler der Welt auf unsern Reisen. Gerade von Kaspar Pouffin haben wir auch einige Kupferstiche in der Bibliothek hängen. Da ist ein Berg auf dem einen Stiche, dessen obere Linien bei näherer Betrachtung die Glieder eines Riesen zeigen, der langhin über den Berg gelagert ruht. Vielleicht hat Pouffin sich darunter so etwas wie den träumenden Pan gedacht. Eine drollige Idee!

Ganz recht. Kaspar Pouffin war ein kühner Dichter mit dem Pinsel, wie es in noch höherm Maße Nicolas war, vielleicht etwas zu kühn. Man hat sie wohl die Begründer der heroischen Landschaft genannt. Nehmen wir lieber Claude Lorrain als Beispiel, der wohl in der Großartigkeit der Komposition nicht an die Pouffins heranreicht und sich mehr auf das sinnlich Schmeichelnde als auf das geistig Erziehende verstand, aber doch an Colorit unübertroffen und überhaupt immer auch an Auffassung noch als Gegensatz zu den Naturalisten dasteht.

Claude Lorrain liebe ich ungemein, rief Dorothea. Welcher Schmelz und Duft, welche Wirkungen des Lichtes, welche Klarheit und Anmut der Formen! Ich muß sagen, es geht mir keiner von allen Malern über meinen lieben Claude Lorrain.

Nun wohl, wenn die Naturalisten auf dem linken Flügel stehen, so steht Claude Lorrain mit seinen idealen Stimmungen auf dem rechten Flügel. Jetzt findet man ja selbst Calame schon unnatürlich.

Sich verstehe noch nicht, sagte Dorothea. Gehen denn nicht die Naturalisten ebenfalls darauf aus, Stimmung zu geben, ebenso gut wie Claude Lorrain dies that? Ohne völlige Naturwahrheit ist doch wohl ein Landschaftsbild unmöglich gut.

Ganz recht, nur fragt sich, was die Naturwahrheit ist. Ist sie wohl bei Claude Lorrain dasselbe, was sie bei den modernen Naturalisten ist? Er ergeht sich im Freien, Fernen, Heitern, Ländlichen, er schafft gleichsam eine architektonische Landschaft für Dryaden und Nymphen. Ist das wohl bei den Modernen der Fall? Es giebt, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine göttliche Stimmung in der Natur, welche überhaupt kein Mensch erblickt, und dies ist die eigentliche Naturwahrheit. Je größer aber das Genie des Malers ist, desto näher kommt er dem von keinem sterblichen Auge zu erblickenden. Und hierin liegt der Unterschied zwischen großen und unbedeutenden Künstlern. Die Naturalisten halten sich an das äußere Gewand der Schöpfung, weil es leichter zu fassen ist als der innewohnende Gedanke.

Jetzt glaube ich zu verstehen, sagte Dorothea. Sie meinen, daß den Landschaften, wie die Natur sie uns zeigt, eine Idee zu Grunde liege, welche nur das Auge des Künstlers wahrzunehmen imstande sei, und daß es die Aufgabe des Malers sei, nicht etwa dasjenige darzustellen, was jedermann sehen kann, sondern jene höhere Schönheit.

Ganz recht, mein gnädiges Fräulein, und eben diese Erkenntnis bildet mein Unglück. Denn ich bin weder imstande, jene höhere Schönheit, die ich doch fühle, nachzubilden, noch auch mich dem Geschmack der Leute anzubequemen, die am liebsten farbige Illustrationen zu einem Reisehandbuch sehen mögen.

Um das beurteilen zu können, müßte ich Ihre Bilder gesehen haben, sagte Dorothea. Wollen Sie mir nicht die Gunst erweisen, mir etwas davon zu zeigen?

Sie machte ein so aufrichtiges Gesicht bei diesen Worten, daß Eberhardt in voller Überzeugung von ihrer ehrlichen Teilnahme es ihr zusagte.

Verzeihen Sie meine Neugierde, sagte Dorothea wieder nach einer kleinen Pause. Sie erzählten mir, daß Sie in einer Shakergemeinde Ihre Jugend verlebt hätten. Wer sind eigentlich die Shaker?

Die Shaker, entgegnete Eberhardt, sind Leute, die sich vom Weltgetriebe abgewandt haben, um in der Stille und im Frieden das Glück des Lebens zu finden. Sie bilden Gemeinden an verschiedenen Punkten der Vereinigten Staaten und haben absonderliche Grundsätze, welche den Leuten außerhalb oft Anlaß zum Spott geben. Sie machen den Ackerbau und die Obstzucht zu ihrer Lebensaufgabe, sie verfertigen Parfüms, die sie in den Städten verkaufen lassen, und treiben auch Handel mit Pflanzen und Pflanzensamen.

Das scheint mir nichts zu sein, worüber man spotten könnte, sagte Dorothea.

Ja, sie haben besondre Anschauungen, setzte Eberhardt hinzu. Sie kennen die Ehe nicht. Unter den Shakern giebt es nur Brüder und Schwestern, und

selbst Ehepaare, die zu ihnen ziehen, hören auf ehelich vereint zu sein. Auch außerdem haben sie noch besondre Grundsätze in sittlicher und religiöser Hinsicht.

Dorothea sah ihn verwundert an.

Und stimmen Sie mit den Ansichten der Shaker überein? fragte sie.

Ich schätze das, was gut bei ihnen ist, erwiederte Eberhardt, aber verkenne auch nicht ihre Schwächen.

Dorothea glaubte eine gewisse Befangenheit in seinem Wesen zu bemerken, und sie brach das Gespräch ab, indem sie zur Rückkehr nach dem Schlosse aufforderte und dann von neuem über die Kunst zu sprechen anfang.

So kehrten sie in weitem Bogen zu der Halle zurück, wo inzwischen die Abendtafel gedeckt worden war.

Sechstes Kapitel.

Dieser junge Herr hat einen etwas fremdländischen Accent in seiner Sprache, sagte der alte General zu seinem Freunde Baron Sextus, als das Paar die Halle verlassen hatte. Ist er vielleicht ein Engländer?

Sein Name ist deutsch, und er hat ja bei uns gedient, versetzte dieser. Aber vermutlich ist er lange im Auslande gewesen. Er hat einen schwarzen Diener, was mir bei seiner Stellung etwas sonderbar vorkommt.

Er hat ein gutes Benehmen, gleich als ob er von Familie wäre. Ist er von Eichenburg?

Nein. Bürgerlich. Das ist auch eine bedenkliche Sache, daß man seit der Reorganisation so viele Bürgerliche in die Armee hat aufnehmen müssen.

Sie haben sich in den Kriegen vorzüglich geführt.

O ja, sagte Baron Sextus. Aber ich weiß doch nicht, ob sie ein Vorteil für die Armee sind. Der große König wußte, was er that, als er die Offiziersstellen zur eigentlichen Domäne für uns machte. Der Adliche ist etwas durch sich selbst und kann nie höher steigen, als ihn die Geburt schon gestellt hat. Die Leute aus bürgerlichem Stande aber wollen avanciren, wollen eine gute Gage haben und sehen überhaupt auf die Vorteile, die mit dem Offizierstande verbunden sind. Unse Vorfahren in der Armee Friedrichs trugen alle denselben Rock, Leutnants wie Generale, und es gab keine breiten und schmalen Streifen, keine Epaulettes mit und ohne Bouillons und Kantillen, die in der Neuzeit unter des Königs Offizieren Unterschiede eingeführt haben.

Man wird doch immer derartige Mittel zur Belebung des Ehrgeizes nötig haben.

Schlimm genug, Excellenz. Ein Offizier sollte keinen andern Ehrgeiz haben als den der Zufriedenheit in seiner Brust, wenn er weiß, daß er seine verdammte Schuldigkeit gethan hat. Die Armee ist zu groß, und die Offizierkorps sind zu gemischt. Dadurch ist das Strebertum aufgekommen. Die meisten

denken nicht mehr an ihre Aufgabe, durch ein ritterliches Leben das Vorbild wahrer Tugenden und damit der feste Halt des Staates zu sein, sondern sie wollen Karriere machen. Viele wollen sogar ein angenehmes Leben führen, heiraten reiche Frauen aus der Plebs und geben sich durch die Uniform ein Relief, das ihnen die eigne unbedeutende Persönlichkeit nicht verleihen kann. Durch solche Leute werden die Offizierkorps nicht gehoben und wird die Kameradschaft nicht verbessert. Der Rang und nun gar das Geld sollten in der Armee keine Rolle spielen. Die Offiziere sollten sich alle gleich sein und nur in dienstlicher Tüchtigkeit miteinander wetteifern, das ist Kameradschaft. Wo aber Adliche und Bürgerliche in einem Korps stehen, wo an den Offiziersstischen Wein getrunken und gut gegessen wird, wo einzelne ein Haus machen, weil sie reich geheiratet haben, wo die Herren einander den Rang ablaufen möchten, um sich bei den Vorgesetzten beliebt zu machen und in die Höhe zu kommen, da kann keine Kameradschaft gedeihen. Unser allergnädigster Herr schläft in einem eisernen Feldbett, mit seinem Mantel zugedeckt, und ist, obwohl er sich den achtzigen nähert, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht an der Arbeit für das Wohl des Staates. Das sollten sich alle Offiziere zum Vorbild nehmen und nachahmen, aber die meisten begnügen sich damit, es zu bewundern.

Ich meine doch, Sie gehen da etwas zu weit, lieber Baron, sagte der Graf. Die Zeiten haben sich geändert, und die bürgerlichen Stände haben an Bildung solche Fortschritte gemacht, daß sie nicht mehr von den Offiziersstellen ausgeschlossen werden können. Haben doch die großen Kriege, welche wir siegreich gegen Osterreich und Frankreich geführt haben, deutlich gezeigt, daß die edeln Eigenschaften des Mutes und der Treue wie der Intelligenz ebensowohl bei den bürgerlichen wie bei den adlichen Offizieren gefunden werden, und daß eine echte Kameradschaft auch in den gemischten Korps sich glänzend gezeigt hat.

Das will ich nicht leugnen. Aber trotzdem liegt eine große Gefahr darin, daß massenhaft Leute aus den erwerbenden Ständen sowohl in die Linie als in die Reserven als Offiziere aufgenommen werden, und daß die alte preußische Armee durch Allianz mit den mittel- und süddeutschen Kontingenten ihre scharfen Konturen einbüßt. Gerade diese Bildung, von der Sie sprechen, Exzellenz, ist das allergefährlichste, denn es heißt nichts andres, als das Schreibervolk, das seit der französischen Revolution schon im ganzen Lande überwuchert, auch noch in die Armee einbürgern und damit den einzigen bis jetzt zuverlässigen Halt des Staates unterminiren. Lassen Sie einmal bewegte Zeiten kommen, wie das verfluchte Jahr achtundvierzig, wo die Professoren regieren wollten, dann werden wir sehen, was alle diese gebildeten Leute, Offiziere und Einjährige aus den bürgerlichen Klassen, diese Tiefenbacher, in der Armee für einen Wert haben. Sie sind alle mit den sogenannten liberalen Ideen großgefäugt, die wie Mäuse und Holzwürmer und Mauerchwamm am Fundamente des Staates nagen, wühlen und zehren. Diese Milch ist in ihr Blut übergegangen, und es

ist nicht zu erwarten, daß sie gegen ihre eigne Natur handeln sollten. Nein, ich bleibe dabei, eine wahrhaft zuverlässige Armee ist nur da möglich, wo die Offiziere von Geburt schon dem einzig wahrhaft konservativen Stande, nämlich dem grundbesitzenden Adel, angehören, und wo sie so erzogen sind, daß sie nichts nach Geld, Wohlleben und Avancement fragen, sondern arm und fromm und stolz und tapfer sind.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Die Philosophie Immanuel Kants nach ihrem systematischen Zusammenhange und ihrer logisch historischen Entwicklung dargestellt und gewürdigt. Von Günther Thiele. Erster Band. Erste Abteilung. Halle, Niemeyer, 1882.

Die Neugestaltung unsrer Weltansicht durch die Erkenntnis der Idealität des Raumes und der Zeit. Von Hugo Sommer. Berlin, G. Reimer, 1882.

Würden diese beiden Werke sich nicht auf Kant beziehen, so thäte man Unrecht, sie in einem Atem zu nennen, denn das Werk Thieles ist das eines ungemein gelehrten wissenschaftlichen Arbeiters, das Werk Sommers das eines Schwärmers, dessen Darstellungen in ihrem Urtheil von Sachkenntnis vollständig unbeirrt sind. Beide Werke zeigen die merkwürdige Erscheinung, daß sie von Hegel angekränkt sind, das eine in psychologischem Sinne, das andre in seinem metaphysischen Konstruiren.

Thiele nimmt sich vor, nach einem kurzen Überblick über die Geschichte der Philosophie vor Kant die Entwicklung Kants stufenweise logisch historisch zu verfolgen, und thut dies, soweit in der ersten Abteilung des ersten Bandes Anlaß dazu gegeben ist, mit der Gründlichkeit und Ansicht des echten deutschen Gelehrten. Er zieht alle nuzbaren Aussprüche und sachlichen Erklärungen herbei in streng begründeten Anmerkungen, welche auch dem Gelehrtesten Nutzen zu bringen vermögen. Dennoch ist der Weiterentwicklung dieses Werkes mit einer gewissen Besorgnis entgegenzusehen; denn schon jetzt sind in einzelnen Ausdrücken die Fehler desselben erkennbar, welche den Nutzen des Ganzen zu vernichten geeignet sind. Diese Fehler laufen im letzten Grunde auf einen und denselben Irrtum zurück. Er besteht in einer irrigen Ansicht über das Wesen der Empfindung und der auf Grund der Empfindung vorgestellten Gegenstände.

Thiele teilt den Entwicklungsgang der Geschichte der Philosophie in die vier Perioden: 1. die Empfindungswelt; 2. die gegenständliche Welt; 3. die Bewußtseinswelt; 4. die Welt des Selbstbewußtseins. Er beginnt also: „Bevor das endliche Subjekt von der Welt der materiellen Dinge, die es so sinnlich unmittelbar und lebendig umgeben, etwas wissen kann, muß es erst seine Empfindungswelt durchgelebt und durchgedacht haben, denn in Wahrheit werden diese Dinge dem Einzelnen nicht unmittelbar gegeben, er kommt zu ihnen vielmehr erst auf Grund der von den Dingen ihm aufgezwungenen Empfindungen, diese allein sind für ihn der Erkenntnisgrund des Daseins der Dinge, sie allein sind ihm unmittelbar gegeben.“ Hier liegt der schwere Fehler von Thieles System.

Es ist nicht wahr, daß wir Menschen grüne und rote Empfindungen durchleben und durchdächten. Wir sehen vielmehr ganz unmittelbar grüne und rote Dinge, und diese erleben wir, nehmen sie wahr, ohne daß unsre Empfindungen